

Erinnerungen an die Kriegszeit in Dedenbach

Marianne Breuer

Man spricht und schreibt heute viel über Kriegskinder des Zweiten Weltkrieges (1939-1945). Auch ich bin ein Kriegskind (Jg. 1935), das in dieser Zeit große Angst hatte. Bomben fielen in unserer Gegend um Dedenbach etliche, doch ohne größere Schäden anzurichten. Doch am 2. März 1945 kamen in Schalkenbach durch einen Luftangriff sieben Dorfbewohner und sechs Soldaten ums Leben. Die Gräber der Soldaten werden heute noch von der Gemeinde gepflegt.

Auf den Dörfern ging es den Menschen während des Krieges verhältnismäßig gut. Die meisten Familien waren Selbstversorger und brauchten keinen Hunger leiden. Wer nichts hatte, wurde oft von der Nachbarschaft mit versorgt.

Auch fanden beim Rückzug bei uns keine Bodenkämpfe statt. Was fehlte waren die Männer, Väter und Söhne, die an den Fronten kämpfen mussten.

In der Heimat gab es aber Vorkommnisse in den Kriegsjahren, die mich bis heute noch nicht ganz loslassen und manchmal nicht schlafen lassen.

Fallschirm

Lebhaft erinnere ich mich an einen sonnigen Nachmittag mit einem fast wolkenlosen Himmel. Man konnte einen Fallschirm erkennen, an dem ein Mensch baumelte. Das gab es wohl häufiger nach dem Abschuss von Bombern, bei denen sich die Mannschaft noch mit Fallschirmen retten konnte. Der Fallschirmspringer näherte sich Dedenbach aus Richtung Niederzissen, genau

über der Rodderer Höhe. Schnell hatte es sich im Dorf rumgesprochen, und viele Bewohner waren mit Kind und Kegel auf den Beinen, um nichts zu verpassen. Der Fallschirmspringer landete im Gestrüpp an der Felscheune von Adolf Hardt, heute Faßbender an der Königsseestraße, genau über dem Gemeinschaftsbunker unserer Nachbarschaft. Die Eingänge sind noch heute (2014) sichtbar.

Nachdem der Flieger aus den Seilen des Fallschirms befreit war, wurde er vom damaligen Ortsvorsteher und einigen älteren Parteigenossen gefangen genommen. Jemand rief: „Schlagt ihn tot!“ Doch es passierte Gott sei Dank nichts. Der Gefangene ging mit erhobenen Händen der Schar Neugieriger voran.

Sie drängten sich um den Mann, den „Feind“, – wie sie ihn nannten – so als hätten sie noch nie



Elisabeth Gemein und ihre Töchter Marianne (r.) und Cäcilie (l.) vor ihrem Haus in Dedenbach, 1942

einen Menschen gesehen. Die Kinder, auch ich, liefen hinterher bis in den Hof vom damaligen Vorsteher Harst. Den Gefangenen brachte man ins Haus. Wo man ihn anschließend hingebracht hat, weiß ich nicht.

Flugzeugabsturz

Bei der nächsten Begebenheit läuft es mir noch heute kalt den Rücken runter, wenn ich daran denke. Es muss im Spätsommer 1944 gewesen sein. Etwa 500 bis 600 Meter oberhalb unseres Hauses im „Hannisgraben“ stürzte ein brennendes Flugzeug ab. Der Bomber flog so tief, dass wir Angst hatten, er würde das Dach unseres Hauses abdecken. Wir ahnten ein großes Unglück und verkrochen uns in unseren kleinen Bunker. Mama und wir Kinder saßen aneinandergeschmiegt und warteten auf etwas Schreckliches. Doch die Maschine war nur mit Getöse über uns hinweggeflogen. Zum Glück war der Bomber auf dem Rückflug und hatte keine Bomben mehr an Bord. Zwei Besatzungsmitglieder überlebten. Der Pilot starb beim Absturz. Wir malten uns aus, was geschehen wäre, wenn das Flugzeug im Dorf abgestürzt wäre. Etwa 300 Meter oberhalb unseres Hauses fand man den Toten auf einem Feld. Wo man die beiden anderen Besatzungsmitglieder gefangen nahm, weiß ich nicht. Einige Dorfbewohner liefen zu der Absturzstelle und kamen nach einer gewissen Zeit mit den Männern, die ihren toten Kameraden auf einer Leiter trugen, zurück. Vor unserem Haus rutschte der Tote von der Leiter in den Straßengraben. Mit meiner Mutter und meiner Schwester beobachtete ich das vom Küchenfenster aus. Den Anblick werde ich nie vergessen.

Am anderen Tag wurde erzählt, dass man den Toten im Holzschuppen unserer Schule abgelegt hätte. Beerdigt wurde er wohl auf dem Königsfelder Friedhof, wo auch ein weiterer, in der Gemarkung Königsfeld „im Polseife“, abgestürzter Pilot seine letzte Ruhe fand.

Einmarsch der Amerikaner

Am 7. März 1945 kamen die Amerikaner als unsere Befreier. Mit der Nachbarschaft war vorher abgesprochen worden, dass wir die Nacht bei Familie Schneider („Schöfelonze“) im Keller verbringen würden. Er war häuslich einge-

richtet. Lebensmittel hatte man für etliche Tage besorgt, Decken und warme Sachen vorsorglich eingelagert.

Es lag etwas Ungewisses in der Luft. Der Rückzug der deutschen Wehrmacht war in vollem Gange. Die Geschütze der Artillerie hatte man nachmittags abtransportiert, auch die drei Geschütze hinter unserem Haus.

Die Ruhe war danach beängstigend. Das Rasseln der Panzerketten war verstummt.

Um die Zeit zu überbrücken, wurde der Rosenkranz gebetet. Jemand sagte: „Hoffentlich haben alle im Dorf gut verdunkelt, nicht das so kurz vor dem Ende noch etwas passiert!“

So gegen 20 Uhr ging unsere Mama – wie gewöhnlich – zu unseren Tieren im Stall, um nach dem Rechten zu sehen. Es war ja nur ein Katzensprung über die Straße. Mama kannte keine Angst. Draußen schien ja alles ruhig zu sein. „Vielleicht zu ruhig“, würde ich heute sagen.

Mama erzählte später: „Den Türgriff hatte ich noch in der Hand als ich angesprochen wurde, doch kein Wort verstand. Ich war in dem Glauben, es wären deutsche Soldaten. Doch dann bemerkte ich, dass die Läufe einiger Gewehre auf mich gerichtet waren und die Männer eine fremde Sprache sprachen.“

Oft ging mir später durch den Kopf, dass ihr dieser Vorfall leicht zum Verhängnis hätte werden können. Sie kam mit den fremden Soldaten zurück in den Keller, um uns Kinder zu holen. Eng einander geklammert, begleitet von den amerikanischen Soldaten mit ihren Gewehren, gingen wir nach Hause. Wir befürchteten das Schlimmste, da die deutsche Propaganda ein Feindbild geschaffen hatte, das kein gutes Haar an den Feinden ließ.

Mama war der Schreck in die Glieder gefahren. Sie weinte still vor sich hin. Die Haustür stand sperrangelweit offen, das ganze Hause war hell erleuchtet. In der Küche waren viele deutsche Soldaten, die sich schon ein paar Tage in Kellern und Scheunen versteckt hatten und nicht mehr bereit waren zu kämpfen, außerdem amerikanische Soldaten und drei französische Kriegsgefangene. Sie waren als Gehilfen in der Landwirtschaft bei Familien im Dorf eingesetzt. Roger Guillet kam aus Mazeley und arbeitete drei Tage der Woche bei uns in der Landwirtschaft. Aus

Angst vor der SS hielten sich die drei Franzosen in diesen Tagen tagsüber im nahegelegenen Wald auf. Wenn es dunkel wurde, kamen sie zurück und übernachteten in unserer Scheune. Weil wir am Ortsrand wohnten, war das Risiko, entdeckt zu werden, sehr gering. Für Mama war es selbstverständlich, alle mit Lebensmitteln zu versorgen und ihre nassen Kleider zu trocknen. Die Amerikaner nahmen alle Anwesenden gefangen. Jeder wurde nach Waffen untersucht und alle mussten ihre Papiere aushändigen. Das größte Problem war jedoch die Verständigung. Ein amerikanischer Soldat konnte etwas Französisch, so dass zwischen ihm und Roger ein Gespräch zustande kam. Roger übersetzte die Befehle und Wünsche der Amerikaner ins Deutsche. Alles verlief in entspannter Atmosphäre. Ein deutscher Soldat litt an einer Blinddarmentzündung. Am anderen Tag hieß es, er sei in der Nacht verstorben.

Plötzlich hörte man das Gegrummel von Fliegerverbänden. Ich klammerte mich noch enger an Mama und weinte. Ein Amerikaner funkte und schnell verschwanden die Geräusche. Man sagte mir, ich müsste keine Angst haben. In dieser Nacht – als in Dedenbach der Einmarsch ohne Blutvergießen verlaufen war – schliefen Deutsche, Franzosen und Amerikaner etliche Stunden friedlich unter einem Dach.

Am nächsten Morgen wurden alle Gefangenen auf einem Lastwagen mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Nur unsere Befreier blieben. Am 8. März 1945 erfolgte die Einnahme des ganzen Dorfes.

Im Laufe der ersten Tage führten amerikanische Soldaten einen deutschen Soldaten an unserem Haus vorbei. Etwa 30 Meter hinter unserem Haus hat man ihn in einer „Knollenkaul“ erschossen, weil er bei der Gefangennahme amerikanische Stiefel trug. Es handelte sich um einen 23-jährigen Familienvater von zwei Kindern.

Im Dorf wimmelte es mittlerweile von Amerikanern. Es wurde Ausgangssperre verhängt. Wir mussten unser Haus räumen, denn dort wurde eine Funkstation eingerichtet. In dieser Zeit wohnten wir mit etlichen Familien sehr beengt im Unterdorf in der Bäckerei Breuer („Bäcke Josef“). Wir Kinder fanden es lustig mit so vielen Menschen unter einem Dach zu kam-

pieren. Gehungert haben wir da auch nicht, da die Grundnahrungsmittel Kartoffeln, Brot und Milch vorhanden waren. Ab und zu gab es von den Besatzern weißes weiches Brot und Konserven. Das war für uns etwas ganz Besonderes.

Es gab noch weitere Häuser, in denen mehrere Familien untergebracht waren. Doch die meisten Dorfbewohner wurden im Schulsaal zusammengepfertcht. Besonders schlimm soll es unserem Ortsvorsteher Johann Harst ergangen sein. Er musste sich Unsägliches gefallen lassen. Man steckte ihn noch einige Monate in ein Gefangenenlager. Auch wurden einige Frauen von angetrunkenen Soldaten belästigt.

Frau Schultejan, die Frau unseres ehemaligen Lehrers, und unser damaliger Pastor Heil haben sich beim amerikanischen Kommandanten über die Art und Weise beschwert, wie man mit einigen Dorfbewohnern umging.

Morgens und abends durften wir mit einem besonderen Ausweis nach Hause gehen, um die Kühe zu füttern und zu melken. Mama ließ uns Kinder nirgends alleine zurück. Man wusste ja nie, wem man in die Hände fiel.

Unter den Besatzern waren auch etliche dunkelhäutige Soldaten. Wir haben sie die ersten Tage mit großen Augen angestarrt, denn keiner hatte von uns vorher einen Farbigen gesehen. Die „Schwarzen“ – wie wir sie damals nannten – waren sehr kinderlieb. Wir wurden von ihnen mit Schokolade und Apfelsinen überhäuft.

Unsere Kuh „Emma“, die in dieser Zeit kalben sollte, durften wir mit in Breuers Stall nehmen. Peter Schmitt („de Tierarze Pitte“) durfte über Nacht im Stall bleiben und half einem gesunden Kälbchen auf die Welt.

Nach drei Wochen durften wir wieder zurück nach Hause. Alles stand Kopf nach diesen Wochen Männerwirtschaft. Doch es hätte schlimmer kommen können. Die Besatzer hatten vieles zurückgelassen: Schokolade, Apfelsinen und viele Zigaretten. Alles kam uns sehr zugute.

Mama sagte nur: „Wir haben großes Glück gehabt. Unser Herrgott hat uns beigestanden.“

Langsam normalisierte sich der Alltag im Dorf. Doch eine bange Frage blieb bei vielen Familien: „Wo sind unsere Männer, Väter und Söhne? Sind sie in Gefangenschaft oder liegen sie irgendwo in fremder Erde?“